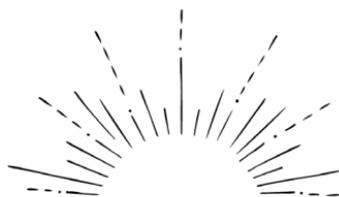


INHALT

01 Schrei nach Freiheit	11
02 Hallo Wach.....	17
03 Scherbenhaufen.....	22
04 Zwischen den Welten.....	26
05 Kontrollverlust.....	33
06 Elefanten zum Geburtstag.....	44
07 Im wilden Land der Zulus.....	54
08 Lost in den Drakensbergen.....	73
09 Ubuntu.....	89
10 Angepistst.....	98
11 Ngiyabonga.....	106
12 Wirbelwinde in Windhoek.....	112
13 Plötzlich Teacher.....	129
14 Eiseskälte.....	150
15 Ups, die Pannenshow.....	163
16 Meister der Kommunikation.....	182
17 Kreis des Lebens.....	193
18 Urinstinkt.....	213
19 Trampen ohne Daumen.....	228
20 Sambischer Kwecha.....	241
21 Wir und der Sambesi.....	260
22 Schimpansen.....	270
23 Horrorfahrt.....	287
24 Zu Besuch bei den Massai.....	299
25 Wer am höchsten springt.....	310
26 Hoch hinaus.....	325
27 Bedroht am Kili.....	342
28 ACAC – All cops are corrupt.....	355
29 Wir sind.....	366



8 | LOST IN DEN DRAKENSBERGEN

Henrik | »Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass unsere Wäsche heute Abend noch heil ist. Und jetzt sind wir schon wieder so spät dran«, nuschelte Hannah in sich rein und ließ sich hoffnungslos in den Sitz unseres kleinen Kwidwo sinken.

An diesem Morgen hatte alles wieder länger gedauert und Schuld war vor allem dieser Hund. Schlank, helles Fell, optisch sah er eigentlich elegant aus. Benahm sich aber wie ein Borderline-Patient in der Geschlossenen. Eine gesplante Persönlichkeit mit massiven Stimmungsschwankungen. Nicht, dass er besonders gefährlich und böswillig war. Wohl eher sehr aufmerksamkeitsbedürftig. Jedes noch so simple Nähern unserer Wohnungstür gestaltete sich als schwieriges Unterfangen. Ob mit Einkäufen oder wie an diesem Morgen mit unserer frisch gewaschenen Wäsche. Diese hatten wir der netten Gastgeberin in dem Glauben gegeben, wir bekämen sie am Ende des Tages wieder. Doch dieser Expresswaschgang hatte seinem Namen alle Ehre gemacht. Noch bevor wir uns auf unseren langen Wandertag aufmachen konnten, hatte uns die junge Frau die fertige, klatschnasse Wäsche wieder in die Hand gedrückt.

Und gegen das rasche Aufhängen im Garten hatte besagter tierischer Mitbewohner etwas einzuwenden.

So war ich letztendlich minutenlang damit beschäftigt gewesen, ihn ruhig zu halten, lange und liebevoll zu kraulen und zu bespaßen, damit Hannah in Ruhe die Wäsche aufhängen konnte. Dabei hatte er sich mehrmals mit allen Vieren von sich gestreckt auf den Rücken gelegt und winselnde Laute von sich gegeben. Spätestens als er mich unmittelbar danach auf dem Weg zum großen gusseisernen Tor dann wieder aggressiv angesprungen hatte, war seine gespaltene Persönlichkeit offensichtlich geworden.

»Ja, wer weiß, ob dieser Hund unsere Wäsche an der Leine hängen lässt«, gab ich Hannah in ihrer Befürchtung recht.

Nach einer gefühlten Ewigkeit waren wir endlich auf dem Weg zum Royal Natal Nationalpark tief in den Drakensbergen, wo wir uns eine ganz besondere Wanderung zum zweithöchsten Wasserfall der Welt rausgesucht hatten: den Tugela Gorge Hike. Eine Wanderung über Bergwiesen, Wälder und Schluchten bis in das Flussbett des Tugela Rivers, durch einen Canyon bis zum atemberaubenden Ausblick auf die Tugela Falls stand uns bevor. Auf unseren Reisen hatten wir ein gewisses Faible für Wasserfälle entwickelt. Ob Island, Argentinien oder Indonesien – für ein paar schöne Wasserfälle nehmen wir bis heute gerne so manche harte Wanderung auf uns. Kleine, große, schmale, breite oder gleich mehrere nebeneinander – ganz egal, wir finden sie faszinierend. Faszinierend schön. Lange hatte die Entscheidung gedauert, ob wir uns diesen Ort von oben entlang des Bergrückens oder unten entlang des Flussbettes erschließen würden.

»Ich glaube, das ist die richtige Wahl. Von unten kann man doch viel bessere Fotos vom Wasserfall machen«, fasste Hannah

in diesem Moment nochmal den ausschlaggebenden Punkt für die Wahl unserer Strecke zusammen, während sie aufs Gas trat, um auf der weiten Landstraße wieder etwas Zeit reinzuholen.

»Wahrscheinlich sehen die Schluchten und der Wasserfall aus der Perspektive echt schöner aus. Außerdem ist die Wanderung so auch deutlich abwechslungsreicher«, erwiderte ich, bereit loszulegen. Doch in Gedanken war ich irgendwie noch bei diesem irren Hund und unserer Wäsche.

Als wir auf den Parkplatz vor dem Startpunkt der Wanderroute fuhren, stöhnte Hannah mit enttäuschter Stimme:

»Einsam wird das hier heute aber nicht.«

Ich nickte Hannah zu und ließ den Blick über die kaum noch sichtbare Schotterfläche schweifen. Bestimmt dreißig Autos standen hier eng an eng. Schnell trugen wir uns noch in das ausliegende Logbuch ein und dann ging es los.

»Die ersten Meter beginnen schon mal verheißungsvoll«, sagte ich, um den Tag nun ein für alle Mal positiv zu konnotieren, und wanderte auch mit meinen Augen über das atemberaubende Panorama. Über weite, gelbblühende Felder schlängelte sich der schmale Wanderpfad an Bergen entlang, parallel zu einem überraschend trockenen, steinigen Flussbett, das es später noch zu durchqueren gelten würde. Während wir voller Elan Meter um Meter zurücklegten, entdeckte ich sogar ganz weit hinten am Hang ein paar Antilopen.

Die Sonne war langsam, aber sicher auf ihrem Weg zum Zenit und es zeigten sich kaum Quellwölkchen am blauen Himmel. Dabei wehte ein laues Lüftchen – bestes Wanderwetter! Nach einiger Zeit offenbarte sich uns ein kühles, schattiges Wäldchen. Es

schien wie eine Einladung für die erste Rast, welche wir dankend annahmen und uns über unseren Proviant hermachten. Auf dieser Etappe wechselten sich immer wieder kurze, dunkle Waldabschnitte, in denen hoch über unseren Köpfen Affen tanzten, mit immer weniger weiten, freien Tälern ab. Neben dem Wald dominierten nun zunehmend graue Steine und bewachsene raue Felswände mit skurrilen Formationen die bergige Szenerie.

»Es ist wirklich vielseitig und echt schön hier. Gleich müsste es auch langsam runter ins Flussbett gehen«, ergriff Hannah das Wort, während sie gierig in ihr Käsebrot biss.

»Ah, das wird bestimmt noch eklig, über die Steine zu wandern«, stellte ich innerlich bereits schmerzverzerrt fest.

Unsere Gedanken schweiften in diesem Moment wohl kurz zu einer unserer letzten Wanderungen zu einem Wasserfall. Erst vor ein paar Wochen waren wir im Tsitsikamma Nationalpark an der Garden Route zwar insgesamt viel kürzer unterwegs gewesen, hatten dafür aber ordentlich klettern und mit dem heranpreschenden Ozean an der Seite von Stein zu Stein hüpfen müssen. Unzählige Male waren wir dabei umgeknickt oder nass geworden. Noch hatten wir keine Ahnung, wie es uns diesmal ergehen würde.

Als wir uns nach unserer Brotzeit wieder auf den Weg machten, bahnte sich meine Stimme im Kopf einen Weg nach draußen und ich sprach, wenn auch zögernd, meine Bedenken aus.

»Aber hier ist irgendwie ziemlich wenig Wasser.«

»Ja, das dachte ich auch schon. Merkwürdig, dabei sollen das doch die zweithöchsten Wasserfälle der Welt sein. Aber das Wasser kommt bestimmt noch, vielleicht staut sich das irgendwo«,

hielt Hannah scheinbar guten Mutes dagegen, aber ich spürte, dass auch sie innerlich schon zweifelte.

»Howzit?«, schallte es in diesem Moment zu uns rüber. Ein afrikanisches Pärchen in unserem Alter, dem wir in den letzten Stunden schon öfter begegnet waren, schlenderte an uns vorbei. Im Vorbeigehen grüßten wir uns freundlich wie selbstverständlich in südafrikanischen Slang (*Howzit* ist die umgangssprachliche Abkürzung für *How is it*). Angewendet wird die Floskel weniger als ernstgemeinte Frage, sondern vielmehr als Hallo-Ersatz. Voller Verwunderung und vielleicht auch etwas abschätzig sah ich ihnen in ihren recht einfachen Joggingklamotten und doch sehr dünnen Sneakern hinterher.

»Die wollen doch wohl nicht die ganze Wanderung in den Schuhen absolvieren?«, brach es aus mir heraus. Und auch Hannahs Reaktion sprach Bände.

»Wir sind wirklich nicht so krass ausgerüstet wie Andere, aber zumindest ein gutes Paar Wanderschuhe erscheint mir sinnvoll für so eine Tour.«

Die nächsten Kilometer sahen wir das Pärchen immer mal wieder, aber irgendwann ließen wir sie dann doch hinter uns.

Nach einiger Zeit erreichten wir etwas erschöpft das offizielle Ende des Wanderweges.

An diesem Punkt war plötzlich so viel Betrieb wie nirgends anders auf der ganzen Strecke: Reisende, Pärchen, Familien, Kinder, Hunde ... Alles traf sich hier zum finalen Picknick, so schien es. Für die allermeisten war der Weg hier wohl zu Ende, denn mitten im steinigen Flussbett zu Beginn des tiefen Canyons zogen sich links und rechts bereits die steilen, grauen Felswände hoch.

Ich hielt kurz inne, mit der Intention, die Umgebung einmal richtig auf mich wirken zu lassen.

Wirklich beeindruckend. Oder schon erdrückend? Ich versuchte die Situation für mich einzuschätzen, denn ich wusste, dass ich mich in Höhlen, engen Schächten oder auch Canyons schnell beengt und nicht so wohl fühle. Für einen Moment musste ich dabei wie angewurzelt gewirkt haben.

»Hey? Da hinten ist die Leiter! Wir haben doch noch was vor!«, riss mich Hannah aus der Trance und zeigte auf die alte, wackelige, aber robuste Strickleiter, die mehrere Meter von der hohen Felswand herunterhing.

»Jetzt geht's also richtig los! Soll ich zuerst hoch und du filmst?«, fragte ich Hannah, bereit, die ausgetretenen Touristenpfade wieder einmal hinter mir zu lassen.

»Von mir aus, ich muss da nicht als erstes hoch«, gewährte Hannah mir schulterzuckend den Vortritt. Kurz fragte ich mich, ob ich da Unsicherheit bei ihr raus hören könnte. Während ich hin und wieder klaustrophobische Ängste verspüre, ist es bei Hannah eher die Höhenangst, die situationsbedingt eintritt.

Kurz warteten wir, denn auch wenn die meisten ihre Wanderung hier beendeten und an der Leiter noch ein altes, vergilbtes Schild mit der Aufschrift »Gesperrt« hing, waren wir nicht die Einzigen, die mehr wollten. Danach würde es nur noch querfeld-ein durch den Busch gehen. Doch ich glaubte nicht, dass wir Probleme haben würden, uns zu orientieren. *Und wenn doch? Wir sind schon lange unterwegs und müssen den ganzen Weg auch noch zurück.*

»Na los!«, riss mich Hannah abermals aus den Gedanken. Plötzlich stand kein anderer Wanderer mehr dort, vor mir nur

noch die Leiter. Ohne weiter nachzudenken, kletterte ich Stufe um Stufe hoch, stets bedacht, nicht abzurutschen oder mir an dem teilweise kantigen, rauen Draht die Hände aufzureißen.

Nur nicht runterschauen, sagte ich mir zwischendurch immer wieder, bevor ich mich oben energisch an der Kante hochzog.

»Geschafft, ist doch gar nichts so wild,« rief ich Hannah grinsend zu. In dem Moment schaute ich das erste Mal herab und kam doch ganz kurz ins Schwanken. So ganz ohne war das nicht. Wer weiß, wie viele hier schon blöd abgerutscht waren.

Einmal durchgeatmet, schaute ich nochmal herab und sah, dass auch Hannah bereits die Hälfte geschafft hatte. Die Höhenangst schien sie heute nicht zu tangieren. Schon im nächsten Moment zog ich sie hoch. Kurz lagen wir uns in den nassgeschwitzten Armen.

»Geschafft!«, stießen wir beide parallel wie im Chor aus. Ebenso gleichzeitig drehten wir uns um und suchten die Umgebung ab. Plattgetretene Wege: Fehlanzeige. Und auch die anderen Wagemutigen vor uns waren irgendwie schon längst außer Sichtweite. Dichtes, wildes Gestrüpp versperrte uns den Weg.

»Und jetzt?«, rief Hannah fragend.

»Hmm, keine Ahnung. Habe ich mir ehrlich gesagt auch einfacher vorgestellt«, antwortete ich und scannte das Gebüsch ringsherum wieder und wieder ab.

Plötzlich entdeckte ich aber links ein paar Fußabdrücke und dann auch umgeknickte Äste.

»Da! Ich glaube, hier gehts weiter. Du musst nur aufmerksam gucken, dann findet sich immer ein Weg«, sagte ich altklug zu Hannah. Sie sparte sich eine Reaktion. Querfeldein schlugen wir

uns immer weiter durchs Gebüsch. Dornenbesetzte Äste zerrten an unseren Klamotten und zerkratzten unsere Haut. Mal mehr, mal weniger klar glaubten wir in diesem Durcheinander der Natur einen Weg zu erkennen. Mittlerweile gingen wir eher nach der Himmelsrichtung, statt einem vorgegebenen Weg zu folgen. Wieder einmal an einer Stelle, wo es gar nicht mehr weiterzugehen schien, hörte ich deutlich Hannahs Seufzen hinter mir.

»Ist das nervig hier! Wie lange sollen wir das hier noch so machen? Es ist mittlerweile echt spät«, schrie sie mir frustriert von hinten zu.

Ich blickte auf meine Uhr und erwiderte erschrocken:

»Puh, du hast Recht. Schon über drei Stunden für nicht mal dreizehn Kilometer. Das ist wirklich keine gute Pace.«

In unserem früheren Leben waren wir beide ambitionierte Langstreckenläufer gewesen, Halbmarathon und Marathon unsere Disziplinen. Aus dieser Zeit hatte ich es mir beibehalten, die Pace, also Minuten pro Kilometer, auch auf unseren Wandertouren im Auge zu behalten. Aber auf dieser anspruchsvollen Strecke – keine Chance.

»Geht's ja auch gar nicht drum«, brachte Hannah prompt ihren Standardkommentar dazu. Nur nicht vergleichen, nur kein Wettkampf, war mittlerweile zu ihrem Credo geworden, um auch ja nicht enttäuscht zu werden. Mich Ehrgeizling nervte diese Einstellung zunehmend, doch ich schluckte es herunter.

»Ob wir heute überhaupt noch einen Wasserfall zu Gesicht bekommen?«, fragte ich stattdessen laut.

Just in diesem Moment durchbrach ich das Dickicht und wir standen abermals im kargen Flussbett des Tugela River. Dieser

war zwar immer noch kein reißender, wilder Fluss, aber zumindest hatten sich hier kleine Ströme mit Wasser gesammelt. Für uns einerseits leichte Hoffnung auf mehr, andererseits aber auch ein weiteres Hindernis. Große Steine, kleine Steine, feste Steine, lose Steine und dazwischen das sanfte Geplätscher.

»Jetzt kann es nicht mehr weit sein, das ist der letzte beschwerliche Kilometer«, stieß Hannah mit letzter Motivation aus sich heraus.

»Der muss es aber auch sein, sonst schaffen wir die ganze Strecke wirklich nicht mehr im Hellen zurück. Wir können nicht davon ausgehen, den Rückweg deutlich schneller zu absolvieren. Es geht ja nicht bergab!«, entgegnete ich ausnahmsweise vernünftig auf das Risiko der bestehenden Gefahr hindeutend. Und mittlerweile auch ziemlich erschöpft.

»Aber du willst doch auch den Wasserfall sehen, oder? Dafür wandern wir hier doch!«, stellte Hannah fest und sprang los, behände von Stein zu Stein. *Also doch! Die Motivation, das Ziel zu erreichen, scheint bei ihr noch da zu sein.*

Und einige Minuten machte es dann sogar nochmal richtig Spaß. Bis ich einen lockeren Stein erwischte, wegrutschte und eine kleine Lawine lostrat. Gerade noch so fing ich mich auf.

»Nichts passiert«, rief ich laut und beschwichtigend zu Hannah hinüber, die vor Schreck kurz aufgeschrien hatte. Schnell merkten wir beide, dieser Teil des Weges war noch beschwerlicher, weil er unfassbar viel Aufmerksamkeit erforderte. Immer langsamer kamen wir voran, während uns die Zeit im Nacken saß. Scheinbar mutterseelenallein trafen wir doch noch auf ein anderes abenteuerlustiges Paar.

»Wisst ihr, wie lange es noch ist?«, fragte ich die beiden.

»Nicht genau, aber es kann nicht mehr viel sein.«

Die Antwort sprach Bände ...

Ihnen ging es wohl exakt genauso wie uns. Wir saßen alle im selben Boot – in einem halbtrockenen Flussbett mitten in einem Canyon, umgeben von steilen, felsigen Berghängen mit massiven Gipfeln, hunderte Meter hoch und der sinkenden Sonne als Symbol der fortschreitenden Zeit im Rücken. Von einem Wasserfall war dabei nach wie vor weit und breit keine Spur. Dabei müssten wir jetzt eigentlich bereits genau drunter stehen. Schnell zogen die beiden weiter und ließen uns stutzig und unsicher zurück.

»So, um diese eine Ecke gehen wir jetzt noch! Sonst müssen wir eben den Rückweg antreten«, schwor ich Hannah ein, die letzten Kräfte zu sammeln.

»Okay, dann drehen wir aber wirklich um. Ab 17 Uhr wird es dunkel und das möchte ich in den Waldstücken so gar nicht erleben«, seufzte sie und erhob sich mühsam von ihrem Stein.

Schritt für Schritt, Stein für Stein bewegten wir uns weiter voran. Besagte Ecke weiter, mittlerweile nicht nur nervlich, sondern auch physisch am Ende, entdeckte ich etwas entfernt ein metallenes Schild an der glatten Felswand. Mit letzter Motivation absolvierte ich die finalen Schritte, bis ich die feine, imprägnierte Schrift entziffern konnte:

TUGELA FALLS - BOTTOM OF THE WATERFALL

»Wir sind da! Beeindruckend oder?«, übte ich mich in Sarkasmus, während ich innerlich komplett in mich zusammensackte.

»Ernsthaft jetzt? Das ist es?«, erwiderte Hannah, als auch sie das Schild las. Ein letztes Mal suchten wir die imposanten Gipfel und weiten Berghänge ringsherum gründlich mit unseren Blicken ab, doch von einem Wasserfall war absolut nichts zu sehen.

»Scheiße! Ist der etwa ernsthaft ausgetrocknet?«, rief ich verzweifelt, »wir werden hier heute keinen Wasserfall mehr sehen und nach über dreizehn Kilometern ist es jetzt auch allerhöchste Zeit umzudrehen. Also los!«

So war ich es, der die Wahrheit aussprach und wir machten uns niedergeschlagen auf den langen beschwerlichen Rückweg zurück durch das Flussbett, den Canyon, das Dickicht und die ganzen anderen Hindernisse.

»Ich frage mich, wo die anderen eben noch weiter hingegangen sind. Haben die das Schild nicht gesehen? Die schaffen es doch niemals im Hellen wieder zurück!«, durchbrach Hannah die frustrierende Stille einige Kilometer weiter.

Auch meine Gedanken wanderten wieder zu dem Pärchen, welches wir noch kurz vor dem Schild getroffen hatten.

»Stimmt, das ist komisch. Aber wir können auf jeden Fall nicht warten. Es wird jetzt echt bald dunkel. Vielleicht haben die auch ein Zelt dabei und wollen campen«, versuchte ich eine logische Erklärung zu finden. Mittlerweile hatten wir die heikle Hängeleiter überwunden und befanden uns auf dem vermeintlich einfachen Familienwanderweg, als ich plötzlich weiter unten, mitten im Flussbett, das junge südafrikanische Pärchen vom Hinweg erkannte. *Was machen die denn da unten?* Meinen fragenden Gedanken zu der Beobachtung sprach ich allerdings noch nicht aus.

»So langsam wird nicht nur mein Akku schwach.«

Hannah blickte auf ihre Uhr, die jeden Meter unserer heutigen Wanderung trackte. 15:27 Uhr und nur noch 23 Prozent – augenscheinlich war unser Wettlauf gegen die Zeit auch für die Uhr Schwerarbeit. Und plötzlich standen wir vor einem ganz anderen Problem.

»Du, sag mal lieber, wo hier der Weg ist? Kannst du dich noch erinnern?«

Eigentlich glänze ich stets mit der besseren Orientierung, aber vielleicht traf ich heute bei Hannah auf ein Wunder.

»Pff, wen fragst du da? Keine Ahnung mehr. Aber können wir uns nicht einfach da oben durchschlagen?«, gab Hannah die erwartete Antwort mit dem Zeigefinger gen Bergwand zeigend.

Ziellos und zunehmend verzweifelt irrten wir umher. Der untere Weg führte uns in eine Sackgasse von Bäumen, der obere ebenfalls. Doch schien die Sackgasse hier etwas offensichtlicher zu sein, denn plötzlich standen wir an einem Abgrund.

»Hier war doch eben noch der Weg!«, stellte ich fest. Völlig entgeistert schauten wir auf die abgebrochenen Erdmassen.

»Ja, definitiv. Hier kamen wir her. Oh, Fuck! Und jetzt?«

Hannahs Stimme zitterte leicht panisch. Ich versuchte, die Angst wegzuschieben und irgendwie Ruhe zu bewahren.

»Es muss einen anderen Weg geben«, erwiderte ich.

»Aber hier ist doch keiner mehr, außer uns.«

»Hellooooo!«, begannen wir ins Tal hinein zu rufen, in der Hoffnung auf Antwort. Und siehe da – »Hellooooo« hörten wir es im nächsten Moment zurückrufen.

»War das jetzt nur das Echo?«, fragte Hannah.

Da schallte es nochmals laut: »Hellooooo!«

Verwirrt suchten wir die Quelle der Schreie, unsicher, ob wir uns nicht verhöhrt hatten.

»Helloooooo!«

Da war es wieder. Zweifelsohne, wir waren nicht allein!

»Das kommt unten vom Flussbett. Da sind die beiden von vorhin. Jetzt ist mir klar, wieso die zwei da unten sind!«, fiel es mir in diesem Moment wie Schuppen von den Augen.

Doch Hannah hatte die Situation bereits erkannt und war schon auf dem Weg. Schnell bahnte sie uns den Weg herunter. Da fiel mir auf, dass das ja auch DER Notfallplan wäre. Einfach die verbleibende Strecke komplett durch das trockene Flussbett zurück! Zwar sehr beschwerlich, aber ein sicherer Weg, auf dem wir uns auch allein nicht verirren würden. Aber allein waren wir jetzt ohnehin nicht mehr, denn wir erblickten ein paar Meter unter uns das afrikanische Pärchen vom Hinweg.

»Wartet! Wir kommen runter«, erklang Hannahs Stimme rechts von mir überschwänglich voller Erleichterung. Ihre Beine waren schneller unten, als ich sie bestätigen konnte.

Etwas chaotisch schilderten wir uns dann gegenseitig unsere verzweifelte, aussichtslose Lage. Dennoch stand uns allen die Erleichterung ins Gesicht geschrieben, nicht mehr alleine zu sein.

»Das da oben muss der offizielle Weg gewesen sein, aber wir haben auch nicht gesehen, was hier passiert ist«, stellte Gift – der männliche Part unserer neuen Begleiter – fest. Dabei zeigte er auf den Berghang hinter uns.

Und in der Tat, wo beim Hinweg noch alles klar und fest geschienen hatte, war jetzt nur noch ein lehmiger Abhang übriggeblieben.

»Gut, dass wir jetzt nicht mehr allein sind. Aber wie geht es jetzt weiter?«, fügte Sine, seine etwas jüngere Freundin, an.

Speziell Sine war mir schon in unserer ersten Pause aufgefallen, weil sie mit ihrem Outfit hier so fehl am Platz schien.

Aber jetzt müssen wir hier alle zusammen durch. Ich ergriff die Führung.

»Wir haben schon genug Zeit verloren. Wir müssen uns am Flussbett orientieren und uns hier unten weiter vorkämpfen. Dann ist der Weg klar – auch wenn das hart und langsam wird.«

Da niemand Einwände gegen meinen Plan hatte, kämpften wir uns Meter für Meter weiter durch das Flussbett im Wettlauf mit der sich immer schneller verziehenden Sonne. Während wir im Gänsemarsch von Stein zu Stein sprangen, unterhielten wir uns schreiend und lernten uns mit jedem passierten Stein besser kennen.

»Ich komme aus Durban, Gift aus Johannesburg«, rief Sine von vorne und ließ es das ganze Tal wissen.

Unsere Geschichte in Kurzform brachte die beiden Südafrikaner dann ein paar Meter weiter kurzzeitig zum Stehen. Die Fragezeichen standen ihnen förmlich ins Gesicht geschrieben.

»Wow! Das klingt nach einem wahnsinnigen Abenteuer. Wenn ihr gar keine Wohnung mehr habt, wo ist denn dann euer ganzes Zeug?«, staunte Gift.

»Das meiste haben wir verkauft, gespendet oder einfach ausgemistet. Alles, was wir brauchen, ist in unseren Rucksäcken«, klärte ich sie auf.

»Ein wahnsinniges Abenteuer ist gerade einzig und allein DAS hier!«, ergänzte Hannah zynisch lachend.

16:14 Uhr. Und noch immer waren es mindestens sieben Kilometer. Aber so ganz genau wusste das keiner von uns, schließlich war der Weg nicht mehr der gleiche.

»So wird das nichts bis 18 Uhr!«, stellte Sine völlig richtig fest. Wir kamen in der Tat immer langsamer voran.

»Ah, aber um 18 Uhr schließt doch das Gate. Kommen wir danach überhaupt noch hier raus?«, fügte Hannah schockiert an.

Wieder einmal scannten meine Augen die Umgebung. Schon seit Kilometern war das Flussbett umgeben von meterhohen dicht bewachsenen und matschigen Hängen. Nicht nur ich wartete schon lange darauf, dass endlich die weiten Felder beginnen würden.

»Dann bleibt jetzt nur noch eins. Ich gucke schon die ganze Zeit, wir müssen irgendwo hochkommen und uns komplett querfeldein durch das Dickicht schlagen, um den offiziellen Weg wiederzufinden. Wenn wir den erstmal haben, sind wir viel schneller!«, schlug ich vor.

»Da habe ich auch schon dran gedacht, aber einfach wird das nicht.« Gift schien noch nicht vollends überzeugt, ob wir alle dazu imstande waren.

»Wir müssen es probieren. Schließlich wissen wir nicht einmal, wo das Flussbett uns genau hinführt. Direkt zum Parkplatz jedenfalls nicht«, merkte Hannah an.

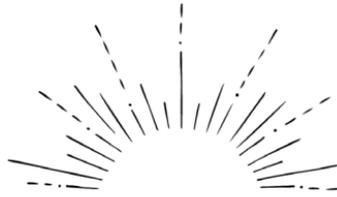
Bereits einen Moment später fiel mir plötzlich eine Passage auf, die erstmals nicht durch dichtes Dornengestrüpp oder eine hohe Felswand versperrt zu sein schien, sondern uns vor eine scheinbar machbare Kletterpartie stellte. *Etwas waghalsig, aber was für eine Wahl haben wir?* Ich versuchte Zuversicht auszustrahlen.

Am Ufer angekommen kämpfte ich mich über Stock und Stein, die anderen folgten. Von Nahem sah das Hindernis dann doch deutlich unüberwindbarer aus als erhofft. Ich schluckte.

Gift hingegen lief bereits los, sprang auf einen aus der Wand hervorkeimenden Baumstumpf und schwang sich, in für unsere Augen spielerischer Leichtigkeit, mithilfe eines Astes empor. Kurz verlor er den Halt, aber schaffte es, sich hochzuziehen.

»Wow – die Kollegen haben wir unterschätzt!«, raunte Hannah mir leise zu. Doch ich hatte kein Ohr mehr für sie, denn jetzt war ich an der Reihe. Zwei, drei Schritte Anlauf, ein Sprung auf den Baumstumpf und ... Gift packte meinen Arm und zog mich hinauf. *Uff, heil oben angekommen!*

Ich war lediglich ein bisschen dreckig geworden. Aber vom Dreck gezeichnet waren wir ohnehin alle schon längst. Schon während ich durchatmete und mich abklopfte, machte Sine es mir gleich. Ich drehte mich um, jetzt fehlte nur noch Hannah!



21 | WIR UND DER SAMBESI

Hannah | Ich hielt meinen Kopf geschützt in meinen Händen, meine Augen fest zusammengepresst, meine Stirn in Sorgenfalten gelegt. Das kleine Motorboot musste allerhand Arbeit verrichten, um gegen die kräftigen Wellen anzukommen. Mein Magen gab mir ein eindeutiges Zeichen, dass ihm dieses Erlebnis nicht gerade schmeckte. Seit Ewigkeiten hatte meine Seekrankheit nicht mehr so zugeschlagen. Und das auf einem Fluss! Der Sambesi schien tobsüchtig an jenem Tag. Über uns zogen dicke Wolken. Das Wasser schlug mir gegen die Haut. *Was ein Glück, dass wir gerade noch nicht auf dem Kanu sitzen!*

Wir waren in der Lower Zambezi Region, dicht an der Grenze zu Simbabwe und Mosambik, angekommen. Zwar wurden wir an den Victoriafällen bereits mit dem Wasser des Sambesis getauft, doch der Fluss selbst läuft erst im weiteren Flussverlauf durch Sambia zu seiner Höchstform auf. Wie im Bilderbuch schlängelt sich der Sambesi seinen Weg durch das grüne Tal der Hochebene, während an dessen Ufern Elefanten und Nilpferde ihrem Alltag nachgehen. An diesem Tage schien Mutter Natur allerdings nur graue Stifte im Mäppchen gehabt zu haben. Um vier Uhr morgens hatten wir uns aus unserem Zelt kämpfen müssen, um uns einem Game Drive im Lower Zambezi Nationalpark anzuschließen, der

lediglich über den Flussweg erreichbar ist. Irgendetwas in mir versuchte mir zu verstehen zu geben, dass sich all der Aufwand nur für einen weiteren Game Drive nicht lohnte. Ich schien so gesättigt davon wie die Grüntöne des Sambesi-Ufers.

Immerhin waren wir für eine für uns unvertraute, neue Aktion hierhergereist: Eine zweitägige Safari mit dem Kanu. Was ich an diesem Morgen nicht bedacht hatte: Die extreme Abgeschiedenheit der »vergessenen Wildnis«, wie der Nationalpark auch genannt wird, und die spärliche Existenz menschlichen Lebens, machen dieses Gebiet Sambias zum Schlaraffenland für tierisches Leben.

Heilfroh, endlich festen Boden unter meinen Füßen zu haben, kroch ich spuckend vom Boot und wäre am liebsten im Nieselregen auf dem Steg liegeengeblieben.

»Komm‘ schon! Wird bestimmt gleich besser.« Henrik griff mit beiden Händen unter meine Arme und zog mich hoch wie einen nassen Sack.

Zwar wackelte es im offenen Safariwagen nicht minder, doch der aufbrechende Himmel und ein Löwenrudel mit vier Jungtieren, deren blutverschmierte Mäuler sich in einem frisch gerissenen Wasserbock vergruben, ließen meine Müdigkeit rasch verfliegen. Ich wunderte mich über mich selbst, dass mir dieser Anblick offenbar weniger Übelkeit bereitete als eine wilde Bootsfahrt über einen Fluss.

Während wir bis dato vorwiegend trockene Savannen vorgefunden hatten, war die Landschaft der Lower Zambezi Region von hohen Palmen, kleinen Bachläufen, üppigen Tälern und markanten Bergpanoramen geprägt.

»Guck mall«, flüsterte ich aufgeregt zu Henrik, der gerade versuchte, sich die gefährlichen Tsetse-Fliegen vom Leib zu wedeln, »ein Baby-Elefant unter einer Palme.«

»Wahnsinn! Es ist so ... anders hier. Aah, guck mal da! Da sind einfach eins, zwei, drei, acht, zwölf Elefanten.«

Es war der elefantenreichste Game Drive unserer ganzen Reise. Unerwartet. Unerwartet schön.

Wie stark verwoben die Lower Zambezi Region mit unseren zuvor bereisten Orten im südlichen Afrika ist, hatten wir zuvor gelesen, begriffen es aber erst so recht, als wir am Abend mit dem Lagerfeuer im Rücken auf der auf einem Berg gelegenen Terrasse unseres Camps standen und sich ein wahnsinniger Überblick über den Fluss offenbarte. In der Dämmerung luden die Nilpferde zum Grunzkonzert, die Vögel trällerten um die Wette und der rote Feuerball brachte die Flussoberfläche zum Glitzern.

Vor vielen Millionen Jahren floss der Sambesi über das Okavango Delta und die Makgadikgadi Pans in Botswana über die Kalahari Wüste in den Atlantik. Eine Erdplattenverschiebung führte dazu, dass der Zugang zum Atlantik abgeschnitten wurde, weshalb sich ein riesiger See in großen Teilen Botswanas, über Savuti, Mababe, das Okavango Delta und Makgadikgadi erstreckte. Der Sambesi änderte folglich seine Richtung und mündet heute in den Indischen Ozean. Der einstige See trocknete sukzessive aus.

Als uns der Wecker am kommenden Morgen derb aus dem Zelt peitschte, hoffte ich inständig, dass der Sambesi sich heute erbarmungsvoll zeigen würde. Nur in einem Holzboot sitzend, hätten wir sicherlich schon genug damit zu tun, den Krokodilen

und Nilpferden aus dem Weg zu paddeln. Ich mochte mir gar nicht vorstellen, was passieren könnte, würde uns eine Welle von der Seite wie eine Bratwurst auf dem Grill wenden.

»Seid ihr gute Schwimmer?«, fragte uns unser Guide Samson gleich zu Beginn des Briefings. *Na, das ist so ziemlich die ermutigendste Frage, die man vor einer Bootstour durch ein Krokodil-Gebiet stellen kann.*

Unsicher drehte ich meinen Kopf kurz in Henriks Richtung, antwortete aber trotzdem schon.

»Ja, doch. Wir sind gute Schwimmer.«

»Gut! Es kann auch nichts passieren, solange ihr alle Regeln befolgt und unsere Kanus immer dicht hintereinander bleiben. Möchtet ihr denn zu zweit in ein Kanu oder euch lieber auf uns zwei aufteilen?« Samson zeigte auf seinen Kollegen, der für die kommenden zwei Tage sein Backup sein würde. Für uns stand die Frage gar nicht zur Debatte.

»Wir nehmen auf jeden Fall ein Kanu zusammen!«, gab ich mit einer munteren Selbstverständlichkeit zu verstehen, während Henrik nickte.

»Okay. Seid euch aber darüber bewusst, dass wir in den ersten zwei bis drei Stunden etwa zehn Kilometer durchziehen müssen, bevor es eine Möglichkeit zum Anhalten gibt?«

»Jap, kein Problem. Wir sitzen nicht zum ersten Mal im Kanu«, unterstützte Henrik unsere Selbstsicherheit. Er hatte wohl an unsere Kanufahrt entlang der Lahn, dem Fluss in meiner Heimat, gedacht, bei der wir vor wenigen Jahren überraschenderweise eine Schildkröte und eine Wasserschlange gesichtet hatten.

Am sandigen Flussufer verstaute wir unsere Wertsachen in Drybags, behielten unsere beiden Kameras aber in greifbarer

Nähe, um jederzeit bereit zur Aufnahme zu sein. Der Himmel zeigte sich bedeutend klarer, nur ein paar Schönwetterwolken unterbrachen das strahlende Blau. Was man dem Himmel allerdings auf den ersten Blick nicht ansah, spürte ich auf meiner Haut und in meinen Haaren: Es stürmte. Jetzt fiel mir auf, dass unser in der Böschung geparktes Kanu, halb im Fluss hängend, von unten nach oben und wieder zurück kippte. Wellen schwappten mir über die Füße. Der Sambesi zeigte sich aufmüpfig und offenbarte uns unmissverständlich, wer hier das Sagen hatte. *Das Arschloch.*

Ich platzierte mich auf dem vorderen Sitz im Kanu. Henrik nahm den hinteren Platz des Steuermanns ein. Diese Rollenteilung waren wir nicht nur gewohnt, sie machte auch in doppelter Hinsicht Sinn. Erstens sorgte Henrik mit seinem schwereren Gewicht hinten für mehr Stabilität und konnte für einen stärkeren Antrieb sorgen. Ich konnte die Orientierung bewahren und schränkte Henrik dennoch nicht in seiner Sicht ein. Zweitens hatte ich auf diese Weise beim Fotografieren kein Hindernis vor mir.

Wir waren startklar und paddelten los.

»Also, wir bleiben immer dicht hintereinander. So nah, dass kein Nilpferd zwischen unsere Kanus passt. Alles klar?«, rief uns Samson mit bestimmtem Ton nochmal ins Gedächtnis. Als Zeichen der Bestätigung hielt ich meinen Daumen nach oben. Auf den ersten Metern schafften wir das, was Samson von uns verlangte. Bis ich auf meiner Frontposition rasch bemerkte, wie mit jeder Minute der Abstand zwischen unseren Kanus größer wurde. Schneller als ich schauen konnte, trieben wir von der imaginären Linie, die unsere Guides mit ihrem Kanu vor uns im Wasser zogen, ab. Ich paddelte und paddelte. Doch die Position veränderte

sich kein Stück. Wir trieben immer weiter in die Richtung einer Insel im Fluss, an der gerade eine Hippo-Familie eine Poolparty veranstaltete. Etwas panisch blickte ich über die Schulter nach hinten und sah Henrik dabei, wie er in aller Seelenruhe mit seiner Kamera in der Hand den Fluss filmte.

»Was denn?«, reagierte Henrik unverständlich auf meine forsche Ansage, während sein Paddel unangetastet quer vor ihm lag. Noch ehe ich seine dumme Frage beantworten konnte, nahm ich wahr, wie Samson wild gestikulierend versuchte, unsere Aufmerksamkeit zu erlangen. Mittlerweile wirkte sein Kanu fast nur noch wie ein Punkt am Horizont.

»Alter! Könntest du vielleicht auch mal dein Paddel bewegen? Du lässt mich hier alles allein machen. Guck mal, wo wir sind! Die rufen uns schon.«

»Ich muss das doch filmen!«

»Ich will auch fotografieren. Aber hier geht es gerade ausnahmsweise mal um unser Leben.«

»Ist ja gut. Wie du immer übertreibst.«

Nach einigen Minuten des gemeinsamen Paddelns – unsere Paddel krachten mehrfach scheppernd gegeneinander, da wir sie nicht im gleichen Rhythmus bewegten – schlossen wir wieder ans Kanu unserer Guides an. Ich ahnte, dass uns jetzt eine Ansage blühte. Samson hatte einen ernsten Blick aufgelegt.

»Ich habe euch gefragt, ob ihr zusammen paddeln könnt. Scheinbar könnt ihr es nicht. Wir werden bei der nächsten Gelegenheit die Positionen tauschen.«

Ich fraß meinen Frust, meinen Zorn, meine Traurigkeit in mich hinein und sprach kein Wort mehr. Keiner von uns rührte

mehr seine Kamera an. Jedes Mal, wenn unsere Paddel gegeneinander krachten, stöhnten wir beinahe hasserfüllt auf. *Ich hab' hinten keine Augen. Folg doch einfach meinem Rhythmus.* Doch ich ließ meine Gedanken unausgesprochen. Ich fühlte mich verletzt. Verletzt in meiner persönlichen Ehre als ehrgeizige Sportlerin. Aber vor allem zutiefst verletzt in dem, wovon ich dachte, dass wir beide es zurückerlangt hatten. Mich übermannte der Eindruck, dass wir in diesem Moment gescheitert waren. Als Team. Weil der Horizont mal wieder bei den eigenen Bedürfnissen endete. Weil wir uns nicht unserer verantwortungsvollen Rolle bewusst waren. Unabhängig von unserem offensichtlichen Fail, fühlte ich mich mit Samson und seinem Kollegen als Guides nicht wohl. Er war mir nicht sympathisch, wir redeten oftmals aneinander vorbei und schienen buchstäblich nicht auf einer Wellenlänge zu sein. *Wie soll ich so nur die nächsten vierundzwanzig Stunden genießen, die so besonders werden sollten?*

Samson und sein Kollege stoppten das Kanu im sandigen Hang einer Insel und zogen unseres kraftvoll daneben. Es lag Unmut in der frischen Luft der Natur.

»Jetzt ist erstmal Mittagspause angesagt«, unterbrach Samson das Schweigen und öffnete mehrere Vorratsdosen mit Salaten und Pizzastücken, »danach teilen wir uns für die nächste Etappe auf.«

Noch immer schweigsam mümmelten wir auf einer Bastmatte sitzend vor uns hin. Ich hielt die Stille nicht aus.

»Ich war noch nie so nah an einem Land, ohne es betreten zu haben.«

Auf der anderen Seite des schmalen Flussarmes war bereits Simbabwe, der Sambesi bildete die natürliche Landesgrenze. Alle

Wasserböcke, Krokodile und Warzenschweine, die wir bisher gesichtet hatten, waren simbabwisch. Henrik antwortete nicht. Musste er auch gar nicht. Denn in diesem Moment fand ein einsamer Elefant seinen Weg durchs Geäst am simbabwischen Ufer und hielt seinen Rüssel in den Sambesi.

»Guten Appo!«, grüßte Henrik mit vollem Mund. Bei allen Konflikten, die wir in den letzten neun Jahren unserer Beziehung geführt hatten, wusste er, wie er mit Humor die Harmonie wiederherstellen konnte.

Am Nachmittag wurde das Gewässer ruhiger. Wir glitten durch eine seichte Flussenge, die durch hohes Gras begrenzt war. Dank des sanften Flusstrieb und unserer Assistenten hinter uns, hielten wir erstmals die Paddel still, da wir nichts weiter tun mussten, als uns treiben zu lassen.

»Das Gute ist: Wir können uns voll auf die Gegenwart und die Kameras konzentrieren«, stellte Henrik fest, als unsere Kanus ausnahmsweise nebeneinander statt hintereinander schwammen.

Er hatte Recht. Mein Puls hatte sich merklich beruhigt. Ich war endlich dazu in der Lage, zu genießen und im Moment anzukommen. Die markanten Berge des Zambezi Escarpments thronen am Horizont. Die Wasseroberfläche flimmerte und funkelte durch die sengende Hitze. Meine Haut brannte angenehm von der Sonne.

»Wollt ihr für den Endspurt nochmal tauschen und gemeinsam paddeln?«

Samsons überraschende Frage blieb in der Luft hängen. Ich blickte ausweichend unter mich, um ausnahmsweise nicht die Verantwortung für eine Entscheidung an mich zu reißen.

»Ja. Klar!«, antwortete Henrik nach einigen Sekunden des Schweigens. Nach dem nochmaligen Tausch rissen wir uns am Riemen.

»Kannst du kurz übernehmen und die Stellung halten? Ich würde gerne ein Foto machen.«

Henrik konzentrierte sich aufs Paddeln, während ich durch den Sucher der Kamera lugte. Die inzwischen tiefstehende Sonne signalisierte uns eindeutig, dass es an der Zeit war, auf einer Insel unser Nachtlager aufzubauen. Samson hatte sogar eine Eimerdusche parat und füllte diese im Sambesi auf.

»Ich dusche mich mit Sambesi-Wasser! Ich dusche mich mit Sambesi-Wasser!«, sang ich in grässlichem Ton im matschigen Sand auf der Stelle tänzelnd.

Die Schlitzlöcher der kleinen Kabine aus Zeltstoff, die mich umgab, waren so groß, dass mich jeder, der gewollt hätte, bei der Darbietung hätte beobachten können. Henrik, mit seinen 1,80 Metern, grinste mich schelmisch von oben herab an, als ich meine Augen wieder öffnete. Er konnte sogar drüber blicken.

Der Applaus folgte unmittelbar, in Form von gehässigem Lachen der Nilpferde. Nun hockte ich gekrümmt vor Lachen unter dem herabprasselnden Sambesi-Wasser.

»Guck, der Hubert lacht dich auch schon aus!«

Mein Bauch schmerzte vor Lachen. Ich muss unfassbar würdelos ausgesehen haben. Nackig, im Sand hockend.

So schön, wie ich mir die Sambesi-Dusche vorgestellt hatte, war die Realität allerdings nicht. Denn das Flusswasser brachte meine feinen Haare derart zum Verfilzen, dass keine Bürste dagegen ankam.

Vor wenigen Wochen noch wäre dieses widerspenstige Haargefühl eine Katastrophe für mich gewesen. Ich konnte es in diesem Moment nicht ändern. Und es war mir egal.

Mit dem Ende des Sonnenuntergangs auf der einen Seite der Insel erfüllte der Vollmond auf der anderen Seite unser Zeltlager mit Licht. Das amüsierte Lachen der sambischen und simbabwischen Huberts hielt den ganzen Abend lang an. Bevor wir uns ins Zelt verkrümelten, verweilten Henrik und ich noch eine Weile draußen am Ufer und blickten auf die abertausenden Sterne, die über uns glitzerten. Ich legte mein Kinn auf seine Schulter und forderte ihn damit auf, mir in die Augen zu sehen.

»Das ist einer der schönsten Orte unserer ganzen Afrika-Reise.« Ich spürte einen sanften Kuss auf meiner Stirn.

»Das stimmt.«

»Ich liebe dich«, flüsterte ich, während unsere vier Augen den Sternenhimmel fixierten.

»Und ich dich.«

Es brauchte keine Diskussion über das, was am Morgen falsch gelaufen war. Wir hatten unsere Lektion gelernt. Der Sambesi schien uns zum richtigen Zeitpunkt einen Reminder gesetzt zu haben.

In wenigen Tagen lag ein geografisch großer Sprung vor uns. Es war unser letzter Abend inmitten der Natur des südlichen Afrikas. Ein wundervoller Abschied.

